

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 21 (1913)
Heft: 20

Artikel: Zur Naturgeschichte Gottes : Flugblatt des Deutschen Freidenkerbundes
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406381>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Naturgeschichte Gottes.

Flugblatt des Deutschen Freidenkerbundes.

In Gestalt frommer Redensarten geht allerlei Gedankenlosigkeit und Aberglaube um. Zum Beispiel sind bei feierlichen Anlässen, Familien- und patriotischen Gedenktagen folgende Schlagworte beliebt, die mit einem Blick nach oben salbungsvoll gesprochen werden: „Es hat dem Allmächtigen gefallen...“ hier zeigt sich der Finger Gottes... der hier zeigt sich der Finger Gottes...“ „Der schluß...“ Wenn 1813 Bonapartes Herrschaft zusammenbrach, wenn der Preuße mit seinem Bündnadelgewehr das Königgräber Blutbad anrichtete, und wenn Napoleon bei Sedan seinen Degen übergeben mußte, so preist der Festredner den „Finger Gottes“, der das so herrlich gefügt habe. Wer ist denn nun dieser Gott? Wohlta, denke nach!

Aus dem Glauben an Geister, der sich in den ältesten und rohesten Zeiten bei allen Völkern findet, hat sich die Vielgötterei entwickelt. Bei unseren Vorfahren, den alten Germanen, wie bei den Griechen und Römern wimmelt es von Göttern und Göttinnen. Der Beruf dieser Himmelsbewohner besteht zum Teil darin, daß sie die Geschehnisse der Natur und Menschheit zu leiten haben. So gab es eine Gottheit der Luft und des Lebens, einen Gewittergott, eine Göttin der Liebe und Ehe, einen Schlachtengott usw. Je mehr man aber bei fortschreitender Geistesbildung die Natur und ihre Gesetze erkannte, desto mehr nahm die Zahl der Gottheiten ab, sowie überhaupt der Glaube an übernatürliche Wesen. Uebrig blieb schließlich ein Einziger — der „Herrgott“. Nach seinem Herrschergebot soll die ganze Natur verlaufen, ohne seinen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar von unserem Haupte fallen. Man nennt ihn allwissend, allweise und allgütig. Nach dem Glaubenssage der christlichen Kirchen soll er eine Person sein, die aus drei Personen besteht, so daß $3 \text{ mal } 1 = 1$ wäre, während doch unser Verstand behaupten muß $3 \text{ mal } 1 = 3!$

Vom Christengott wird ferner gelehrt, daß er ewig und unabänderlich sei; aber welche Wandlung hat er durchgemacht, seit sich der altjüdische Jehovah entwickelt hat zum dreieinigen Gott des Christentums, wie ihn die Kirchenversammlung von Konstantinopel im Jahre 386 formulierte. Als man — schon damals verwundert war über den Widerspruch, in den hier der „fromme“ Glaube dem Verstande gegenübertritt, meinte der Kirchenwater Tertullian, den Verstand habe man dem Glauben bedingungslos zu unterwerfen: „Ich glaube es, weil es unfassbar ist!“

Die Naturgeschichte eines unfassbaren Gottes führt unvermeidlich dahin, daß man aufhört, an seine Existenz zu glauben. Wer heutzutage den Lauf der Dinge beobachtet und dabei nachdenkt, gelangt zu dem Ergebnisse: Es geht alles mit natürlichen Dingen zu, und es gibt keinen übernatürlichen Regenten, vielmehr gilt das Wort „Die Welt regiert sich selbst nach ewigen Gesetzen“. Kein ehrlicher Arzt wird sagen „Gott hat meinen Patienten wieder gesund gemacht“, sondern etwa: „Seine kräftige Natur hat ihm geholfen“, — oder „die Operation“ — oder „gute Pflege und Arznei.“ Der Herrgott, der sich durch Gebete dem Bittenden gnädig stimmen läßt, ist eine verhängnisvolle Einbildung, der Hinweis auf „Gottes Fügung“ oft ein Lückenbüßer unserer Unwissenheit. Man kann beobachten, daß die Gottgläubigen meistens ihrem Gott solche Erzeugnisse zuschreiben, deren natürliche Ursachen sie nicht kennen, und daß demgemäß der Glaube an den himmlischen Regenten schwindet, je mehr die Menschen die Naturzu-

sammenhänge begreifen. Jemand stirbt, und die Verwandten bringen am anderen Tage eine Todesanzeige: „Gott dem Herrn hat es gefallen, unsere gute Großmutter zu sich zu nehmen“. Solche Ankündigungen — wo sie nicht Heuchelei bedeuten oder, wie gesagt, gedankenlose Redensart — könnten allenfalls folgendermaßen begründet werden: Es existiert — niemand weiß freilich wo — früher hieß es „im Himmel“, aber der ist ja nach unserer Sternkunde ohne besonderen Platz — also es existiert irgendwo im Unbekannten und Unbegreiflichen ein Wesen, das über Alles in der Welt herrscht. Dieses Wesen beschloß, daß auf einem gewissen Teile des Weltgebäudes, genannt Sonnensystem, auf einem gewissen Teile dieses Sonnensystems, genannt Erde, in einer gewissen Gegend dieser Erde, genannt Deutschland, in einer gewissen Stadt dieses Reiches, nehmen wir an Berlin, eine im Norden dieser Stadt, Friedrichstr. Nr. so und so, Hinterhaus drei Treppen rechts, ein Mann namens Müller Herzlähmung kriegen sollte. Und siehe, Herr Müller starb plötzlich! Hier muß es nun zunächst befragen, daß gleich eine einzige, ursprüngliche Ursache herhalten soll für ein Ereignis, ja für jedes der zahllosen Ereignisse. Wer nachdenkt, kann als Grund für Müllers Herzschwäche eine näher liegende Ursache finden, etwa Ueberanstrengung, oder schlechte Ernährung, oder Verkalkung der Adern. Doch wenn wir Recht hätten, an einen persönlichen Urheber des Todesfalls und der anderen Schicksale zu glauben, so müßten es, der unendlichen Mannigfaltigkeit des Geschehens gegenüber, auch unendlich viele persönliche Urheber sein, und demnach hätte der alte Vielgottglaube noch eine größere Wahrscheinlichkeit als der Eingottglaube.

Im Jahre 1870 nach der Schlacht von Sedan sandte Wilhelm I an die Kaiserin Augusta eine Depesche, beginnend mit den Worten: „Welche Wendung Gottes Fügung!“ Da drängte sich doch jedem Nachdenkenden die Frage auf: war es denn auch eine Fügung Gottes, daß durch die Schlacht von Sedan ein unbeschreiblicher Jammer über so viele tausende Familien gebracht wurde, welche den Verlust ihrer gefallenen Angehörigen zu beklagen hatten? Der Gottgläubige wird diese Frage wohl mit „ja“ beantworten müssen, riskiert dann aber die weitere Frage: Wie wäre diese Fügung Gottes in Einklang zu bringen mit dem Gebot Gottes: „Du sollst nicht töten“?

Trotz aller Widersprüche aber schreien die Theologen und Gottesgelehrten dem Volke zu: „Das war der Finger Gottes!“ -- Sie ähneln dabei dem fahrenden Ritter Don Quixote, der in allen ihm begegnenden Widerwärtigkeiten das Werk der bösen Riesen sieht; während die Theologen überall, etwas sei gut oder schlecht, ihren lieben Gott als Lückenbüßer darstellen. Aber es ist mit dem Werten eines übernatürlichen persönlichen Gottes eine eigene Sache: nur die Unwissenden, nicht die Nachdenkenden, werden ihn gewahr, und anscheinend hält sich der Herrgott so ganz im Jenseits verborgen, daß man ihn nicht entdecken kann. Hier gilt wohl nicht das Wort der Schrift: „Suchet, so werdet ihr finden“, sondern: „Je mehr man ihn sucht, je mehr wird er schwinden!“

Schauen wir prüfend in unser alltägliches Leben, so finden wir, daß schwerlich ein Wort mit so viel Unvernunft gebraucht wird, wie der Name Gottes. Man denke nur an das Flehen der Christen, an die zahllosen törichten und schlechten Dinge, um die gebetet oder Gott gepriesen wird. „Gott sei Dank“ heißt es an allen Ecken und Enden — oder „so Gott will“ ... o grauenvolle Gedankenlosigkeit! Im Ringen für unser Wohl hilft kein Gebet zu dem vermeintlichen Herrgott, der es gnädig erhören soll, sondern einzig und allein natürliche

Hilfe — vor allem die Beherzigung des guten deutschen Sprichworts:

„Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

Die Sintflut.

Von Josef Kohrer (Basel).

Omnia pontus erant.
Ovidius.

Nur wer so häufig in den alttestamentlichen Irrgängen sich ergeht wie ich, dem konnte der gestrige Traum aufsteigen. Ich schritt auf ein mir weltfremdes Bergdörflein zu, dessen schindelgedeckte, steinbeschwerte, schwarze Hüttchen hingekauert am Boden hockten und sich zusammendrängten wie das Spielfartendorf eines Knaben. Am Eingang der engen Gasse stieß mir ein großes, abstechendes, rotangestrichenes Haus auf, der „Gasthof zur Sintflut“ nach Ausweis des mächtigen Holzschildes, auf dem, über einigen kühnen, grünen Farbflecken, ein ungeheures Heidelbergerfaß schwamm, rittlings, so weit es ging, von einem Mann in ellenlangem Bart geritten. Unter dem Mann aber, auf dem halb aus dem Wasser tauchenden Faßboden, stunden die Verse:

Daß ich dies Weinfäß ausgesoffen,
Bei Zahwe! es gereut mich nimmer.
So bin dem Wasser ich entlossen:
Noah, der erste Säufer, Schwimmer,

Bald saß ich im rauchigen Erdgeschößzimmer beim ersten Bodbier und beim zweiten und dritten, bis mir die braunen Fluten der „Sintflut“ zu Kopf zu steigen begannen und ich in schwere, nachdenkliche Träumereien verfiel. —

Was war das doch für ein furchtbares Weltenstrafgericht! Geheimnisvoll wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht klingt schon der Anfang (6 Mos. 5 ff): „Als nun Zahwe sah, daß die Bosheit der Menschen groß ward auf Erden und alles Dichten und Trachten ihres Herzens allezeit nur böse war, da bereute Zahwe, daß er die Menschen geschaffen hatte auf Erden und war tief bekümmert. Da sprach Zahwe, ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, hinwegtilgen von der Erde, sowohl die Menschen als das Vieh, das Gewürm und die Vögel des Himmels; denn es reut mich, daß ich sie geschaffen habe.“ Die Sintflut ist vor uralter Zeit geschehen, daher die Verschlechterung der Menschen; denn wenn laut kindlichen Völkerfagen die Menschen in der seligen Urzeit glücklich und halbe Heilige gewesen, konnten sie sich seither nur verschlimmern haben, da die Zeitgenossen des Fluterzählers keine Jugendbolde werden gewesen sein. Wollte man einen Rechtsgrund finden zur Ersäufung so vieler, dann bot sich diese Folgerung aus der Paradiesesage von selber an. Auch Gottes Kummernis und Reue, rein menschliche Leidenschaften, werden für diese Zeit verständlich: der liebe Gott war eben damals noch jung und stark noch in den Kinderschuhen. Die steigende Verdorbenheit der Menschen ist eine alte Heidenfabel, die auf das goldene und silberne das eiserne verschlechterte Zeitalter folgen ließ, von dem der römische Dichter Ovid sagt: „Als drittes folgte darauf das eiserne Geschlecht, wilder an Sinn und behender zum grauen Waffenhandwerk, aber noch nicht verbrecherisch. Das letzte Geschlecht war von hartem Eisen. Da brach alle Bosheit herein: Die Scham floh und das Wahre und die Treue, an deren Stelle sich Verschlagenheit einfand, Hinterlist, Gewalttat und verbrecherischer Geiz.“ (Metamorphosen I 125. ff). Suppiter selbst spricht eben da: „Nicht ein Haus nur verdient es, unterzugehen, wo die Erde sich ausstreckt tobt die Erinnyß. Alles rennt wie verschworen zum Unheil, alle sogleich denn sollen uns wie sie verdient, so wills die Ge-

rechtigkeit, büßen.“ (ebd. 290 ff). Auch Hesiod im achten Jahrhundert singt vom eisernen Geschlecht:

„Doch wenn einer gereift und zum Jugendalter gelangt war,
Da nur wenige Frist durchlebten sie, Jammer erdulndend
Durch unsinniges Tun: nicht mäßigen gegen einander
Konnten sie freveln Troß; auch nicht den Unsterblichen dienen
Wollten sie, noch die Altäre der Seligen ehren mit Opfern
So wie Menschen gebührt nach den Satzungen. Diese darauf nahm
Zeus der Kronide hinweg, denn er eiferte, daß sie der Ehrfurcht
Mangelten gegen die Götter auf seligen Höhen des Olympos.“

So Hesiod. Das ist die steigende Menschenbosheit vor der Flut; ein Gegenstück und Widerschein der Paradiesesage im Sittenspiegel böser Gegenwart, ein richtiger Schluß aus falscher Voraussetzung. —

„Ich merkte kaum, daß die junge, dralle Magd mir verliebte Neuglein machte, so gedankenversunken war ich.“ „Bringen sie mir ein Altes Testament, Mädchen!“ Sie kam mit einer schweren, messingbeschlagenen alten Schwarte zurück, die ich aufschlug: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, laßt uns ihm eine Gehilfin machen“ — ärgerlich suchte ich nach der Sintflut — „dreihundert Ellen lang, fünfzig Ellen breit, dreißig Ellen hoch, bestreiche sie innen und außen mit Pech“. Allerdings Pech, wenn man von der Eva in die Arche gerät. Aber wie gerieten denn einstmal die Tiere hinein? Dieser Noah mußte ein Vorfahre des Rattenfängers von Hammeln gewesen sein, um die Tiere aus allen Weltteilen so unwiderstehlich zusammenzupfeifen.

Die Gedankenverbindungen begannen zu springen, wie es im Halbtraum nun einmal Mode ist. — Wer erzählt uns denn eigentlich die Sintflut? Der heilige Geist oder Moses oder zwei drei unbekannte Juden? Das Letzte, denn die Bibelkritik der Gelehrten hat gefunden, daß der ganze Flutbericht ein Kock ist, aus den zerschnittenen Stücken zweier grundverschiedenen Luche zusammengenäht und zusammengeflickt. Der eine Mann sagt für Gott immer Zahwe, (daher Zahwist genannt), der andre Elohim (daher Elohist getauft) und dies, nebst Andreem hat sie verraten. Man hob die Sätze heraus, die jenes und dies Wort enthalten, nähte jedes zerschnittene Tuch nur aus seinen eigenen Stücken wieder zusammen und was man erwartet hatte traf ein: Die beiden so entstandenen Erzählungen sind jede von der andern unabhängig und eigen, ergeben einen völlig richtigen Erzählungszusammenhang, widersprechen sich aber gegenseitig in grundlegenden Dingen. Natürlich konnte es nicht ohne Wiederholungen abgehen, zwei Erzählungen über dieselbe Sache zu Einer zusammenzuschneiden.

Der Theologe Gunkel sagt darüber: Zweimal wird erzählt, daß Gott die Bosheit der Menschen sieht (6,5 und 6, 11.12); zweimal, daß er dem Noah den Untergang der Menschheit durch eine Flut verkündet (6,17 u. 7,4); zweimal, daß Gott ihm befiehlt, in die Arche hineinzugehen (6,18 u. 7,1) samt seinem ganzen Hause (6,18 u. 7,1) und einer gewissen Anzahl aus allen reinen und unreinen Tieren (6,19. 20 u. 7,2) um sie am Leben zu erhalten (6,19 u. 7,3); zweimal hören wir darin, daß Noah in die Arche geht (7,3 u. 7,13) samt allen Angehörigen und Tieren (7,7—9 u. 7,13—16), zweimal, daß die Flut nun kommt (7,10. 11), daß die Wasser zunehmen und die Arche auf den Wassern schwimmt (7,17. 18); zweimal, daß alles Lebendige stirbt (7,21. 22), zweimal wird das